

III.

Sebastian Schubart

(1498—1580).

In der Riegnitzer Reformationsgeschichte ist Sebastian Schubart bekannt als einer der ersten evangelischen Prediger zu Riegnitz. Sein Bericht über Anfang und Entwicklung der evangelischen Bewegung in der Fürstentumshauptstadt ist jahrhundertlang die Hauptquelle für die Darstellung der Riegnitzer Reformationsgeschichte gewesen, z. B. bei Leonhard Arenzheim, Simon Grun (Grunäus), Georg Thebesius, Gottfr. Demberck, Christian Runge, Abrah. Gottlob Rosenberg, Sigism. Justus Ehrhardt. Trotzdem sind wir über Schubarts Leben und Wirken nur unvollkommen unterrichtet. Etwas reichlicher zwar als in früheren Jahrhunderten fließen heute die Quellen. Sie zeigen, daß manches ergänzt und teilweise bedeutend berichtigt werden muß, was die überlieferten Nachrichten über Sebastian Schubart darbieten. Solche Ergänzung und Berichtigung soll im folgenden geboten werden. Das Bild Schubarts wird uns dadurch in einem deutlichen Lichte erscheinen.

Geboren ist Seb. Schubart i. J. 1498 in Kulmbach a. Main (Oberfranken) als „armer Leute Kind“. Seine älteren Biographen (außer Ehrhardt) kannten sein Geburtsjahr nur aus seinem Epitaph in der Stadtpfarrkirche zu Rügen. Den Geburtsort und damit die Heimat wußten sie nicht anzugeben, weil ihnen die von Diaconus Adam Thilo in Rügen auf Schubart gehaltene Leichenpredigt nicht bekannt war¹⁾. Diese scheint sehr geringe Verbreitung gefunden zu haben. Schon Sim. Grun († 1628) hat anscheinend von ihr nichts gewußt; er sagt nur, er erinnere sich, den Seb. Schubart einst als Knabe in Rügen öffentlich predigen gehört zu haben²⁾. Heute ist Thilos Reich-Sermon wohl ganz verschollen; denn

¹⁾ Ein tröstlich Sermon über der Reich des Ehrw. usw. Hrn. Sebast. Schubarts, alten Pfarherrns und Decans in Rügen . . . gethan durch Adam Thilo, derselben Kirch Diacono . . . Gedruckt zu Leipzig 1580. 2 Bogen in 4° (Nach Ehrhard, Presbyterologie IV, 155, nota b.)

²⁾ Ehrhardt a. a. D., S. 158.

auch mit Hilfe der Auskunft der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin ist sie nicht mehr nachweisbar. Wir müssen uns mit den kurzen Angaben des fleißigen Sammlers Ehrhardt begnügen, dem nach seinen eigenen Worten Thilos Predigt „ehmals in die Hände geraten“ war³⁾.

Schubart trat in seiner Vaterstadt in den Orden der grauen Franziskaner (Barfüßer-Mönche, Minoriten) ein. Nach erledigtem Noviziat (Lehrzeit) wurde er in verschiedene Konvente dieses Ordens gesandt und war in Neustadt a. d. Aisch, Bamberg und Baugen ein strenger, eifriger Mönch, wie Thilo a. a. O. berichtet. Von Baugen kam er um 1520 nach Piegritz in das Graue Kloster zu St. Johannis. Seine Ordensoberen scheinen in den etwa zweiundzwanzigjährigen jungen Mönch ein besonderes Vertrauen gesetzt zu haben;; denn sie sandten ihn nach Piegritz als Prediger seines Konvents, um für diesen die Gunst des Volkes wiederzugewinnen und dessen Spendelust von neuem anzuregen. Daraus geht wohl hervor, daß Schubart die Gabe der Rede und eine gewisse theologische Schulung besaß. Gerade die Aufgabe der Bettelmönche hatte von jeher darin bestanden, über den Kreis ihres Konventes hinaus auf das Volk, mit dem sie durch ihren Bettel ständig in Berührung kamen, durch Seelsorge und Predigt einen religiösen Einfluß auszuüben. Weil die grauen Mönche meist aus den untern Volksschichten stammten, verstanden sie es auch, in ihren Predigten den rechten Volkston zu treffen. Sie hatten darum in der Blütezeit ihrer Klöster großen Zulauf gehabt und waren bei der Volksmenge beliebt gewesen.

Aber diese Zeit war längst vorüber. Auch in Piegritz spürten die grauen Mönche den Wandel der Zeit am eigenen Leibe. Hier kam aber zu den allgemeinen Ursachen des Verfalls des Mönchtums noch ein anderer Grund, der den Konvent bei St. Johann um sein Dasein hangen ließ. Es war die Konkurrenz der braunen Franziskaner (Bernhardiner), die seit 1475 auch in Piegritz ansässig waren. Weile diese braunen Mönche mit ihrer strengeren Ordensregel im Rufe größerer Heiligkeit standen, wandte ihnen das Volk seine Gunst zu. Das führte zu erbitterten Kämpfen zwischen beiden Richtungen. Der dauernde, haßerfüllte Streit brachte es schließlich dahin, daß sich 1516 der Bischof von Breslau, sowie die Herzöge Friedrich II. von Piegritz und Hans von Oppeln an den Papst wandten mit der Bitte, in den Städten Piegritz,

³⁾ Ehrhardt a. a. O., S. 155.

Oppeln, Reisse und Breslau, wo beide Richtungen je ein Kloster hatten, den Streit durch Verschmelzung beider Klöster zu schlichten und dabei den Bernhardinern den Vorrang zu geben. Der Papst genehmigte das Gesuch. Herzog Friedrich erhielt 1518 den Befehl, das vor der Stadt gelegene Bernhardinerkloster wegen der Türkengefahr abzubauen. Die Bernhardinermönche sollten ins Johanneskloster übersiedeln. Die grauen Mönche sollten sich entscheiden, ob sie nach den strengerer Regeln der Bernhardiner leben und sich deren Generalvikar unterwerfen wollten. Wer sich weigere, solle vertrieben werden. Das bedeutete für die grauen Franziskaner nicht weniger als die völlige Vernichtung. Herzog Friedrich verschob nun aber die Ausführung des von ihm mitveranlasseten päpstlichen Entscheids auf unbestimmte Zeit. Vielleicht waren ihm staatliche und völkische Bedenken gekommen.

Beide Biegnitzer Klöster gehörten nämlich verschiedenen Ordensprovinzen an: das graue Kloster der deutschen Provinz Sachsen, das Bernhardinerkloster dagegen der tschechischen Provinz Böhmen. Die böhmischen Großen strebten danach, die deutschen Franziskanerklöster Schlesiens unter die böhmische Ordensprovinz zu bringen. Diesem Ziele sollte die Vereinigung der beiden Klöster in den genannten Städten dienen. Die schlesischen Fürsten gingen damals noch größtenteils mit dem böhmischen Adel, begünstigten darum die Bernhardiner. Herzog Friedrich galt noch 1520 als Freund der Bernhardiner. Dann als in diesem Jahre die schlesischen Stände den Befehl erhielten, die Klöster der Barfüßer in bernhardinischem Sinne zu reformieren, da wurde Friedrich von Biegnitz mit der Ausführung des Befehls betraut. Er zögerte aber auch damals.

Um diese Zeit (1520) kam Sebastian Schubart nach Biegnitz. Sein Auftrag, den Biegnitzer Konvent des grauen Klosters wieder in Aufschwung zu bringen, war so schwierig wie nur möglich. Die Bernhardiner warteten täglich darauf, daß der Herzog den zu ihren Gunsten lautenden Befehl ausführen werde. War es da nicht von Anfang an vergeblich, wenn Schubart sich in Predigt und Seelsorge mit ganzem Eifer für seinen Orden ins Zeug legte? Wir wissen über seine Tätigkeit in seinen beiden ersten Biegnitzer Jahren nichts. Vielleicht war er schon damals von Luther innerlich berührt. Sein Orden hatte ja auch gar keine Veranlassung, der von deutschem Geiste getragenen reformatorischen Bewegung Luthers zuwider zu sein. Er erfreute sich ja nicht,

wie die Bernhardiner, der päpstlichen Gunst, sondern war in Gefahr, sein deutsches Gepräge zu verlieren. Warum sollten sich denn die grauen Franziskaner besonders papsttreu zeigen?

Im Frühjahr 1522 kam der Guardian des Wittenberger Franziskanerklosters, sächsischer Provinzialvikar und erwählter Provinzialminister Dr. Peter Zedlitz von Borne (Fontinus), nach Breslau wegen des Streites zwischen den beiden dortigen Orden. Am 9. 4. 1522 schrieb der Breslauer Guardian des Bernhardinerklosters an seinen böhmischen Provinzialminister, daß der Guardian des Wittenberger Franziskanerklosters zwei Predigten in dem grauen Jakobs-kloster gehalten und dabei viele lutherische Irrtümer vorgebracht habe. Es wären im Jakobskloster viele heimliche Lutheraner. Man hat aus diesem Bericht geschlossen, daß Fontinus schon damals ein Anhänger Luthers gewesen sei und sich in Breslau offen zu Luthers Lehre bekannt habe. Das trifft aber nicht zu; denn der Wittenberger Konvent als Ganzes war damals noch ein Gegner Luthers. Immerhin ist es möglich, daß Fontinus, der einige Jahre später (1524 oder 1525) aus seinem Orden ausgetreten und evangelisch geworden ist, schon 1522 einige Gedanken Luthers in sich aufgenommen hatte¹⁾. Am 18. Mai 1522 war Fontinus im Piegner Kloster zu St. Johannes, um mit den dortigen Ordensbrüdern die Lage des Kampfes zu besprechen. Dabei wird er gewiß auch über seine Erfahrungen in Breslau berichtet haben. Ob er auch in Pienitz in der Klosterkirche gepredigt hat, und zwar in dem Sinne, wie seine Breslauer Gegner ihm vorwarfen, ist nicht bekannt. Man darf aber wohl annehmen, daß Sebastian Schubart durch den Bericht des Wittenberger Guardians in der Erkenntnis gefördert worden ist, daß eine neue Zeit im Anbruch sei, die für ihn und seinen Orden schicksalhaft werden würde.

Als wenige Wochen darauf Fabian Eckel, der vom Herzog berufene neue Pfarrer an Liebfrauen, am Pfingstsonntag (8. Juni) 1522 seine erste Predigt in evangelischem Sinne gehalten hatte, fing Schubart an, das gleiche in seiner Klosterkirche zu tun. Er sagt darüber in seinem Reformationsbericht: „Als man schreib 1522, ist die predigt des seeligmachenden evangelii auch zur Pienitz bei mehlichen

¹⁾ Über Petrus Zedlitz Fontinus berichtet G. Hoffmann ausführlich im Korrespondenzbl. d. B. f. Gesch. ev. Kirche Schles. XIX², S. 48—97.

angegangen durch einen prediger in unser lieben frauenkirchen, Fabian Eckel genandt, und durch einen grauen mōnch in S. Johannis Klosterkirchen“⁵⁾). Die Prionitätsfrage ist hier klar beantwortet: Nicht Seb. Schubart, wie es in der Überschrift des genannten Berichts von der Hand des Abschreibers lautet, ist der „erste evangelische Prediger zur Liegnitz“ gewesen, sondern Fabian Eckel. Schubart hat erst evangelisch gepredigt, als Eckel damit begonnen hatte, und er nicht mehr den Unwillen des Herzogs zu befürchten hatte. An welchem Tage d. J. 1522 Schubart seine evangelischen Predigten begonnen hat, wird nicht berichtet. Auch über seine Predigtweise im einzelnen ist nichts überliefert. Wenn es wahr ist, was Ehrhardt IV. 156 Anm. d. sagt, daß der Breslauer Bischof Jakob von Salza auf diesen Liegnitzer Evangelisten sehr erzürnt gewesen sei und ihm mit dem Bann gedroht habe, so läßt das auf Art und Wirkung der Predigt Schubarts schließen. Auch bezieht sich wohl auf seine evangelische Predigtstätigkeit, was sein Leichenredner sagt: Schubart habe „das graue Kloster in ziemlich Uffnehmen gebracht durch Predigen usw.“ übrighens beschränkten sich Schubarts wie Eckels evangelische Predigten anfangs auf reine Wortverkündigung. Sie waren darauf bedacht, „die papistischen Irrtümer anzuzeigen und zu strafen“, wie Schubart a. a. O. berichtet. Die Rechtfertigungslehre stand im Vordergrund der evangelischen Lehre. Die äußere Gestaltung des Gottesdienstes und die alten Kirchengebräuche blieben noch unberührt.

Das Jahr 1524 brachte in der Gestaltung des Gottesdienstes einen Fortschritt, indem man in Liegnitz zur Abendmahlsfeier in beiderlei Gestalt überging. „Erstlich im grauen Kloster, darnach auch auffm Schloß, dabei sonderlich vom Schloßprediger Johann Sigmund [Werner] herzliche und tröstliche Vermahnung sein getan, daß sich ihrer viel mit aller Andacht zu der Communion begeben haben“. Das sind wieder Worte Schubarts in seinem Reformationsbericht. Demnach hat Schubart als erster mit dieser bedeutsamen Neuerung, die als Bekenntnis zur evangelischen Bewegung galt, begonnen. Auffallend ist, daß Schubart nur das graue Kloster und das herzogliche Schloß nennt, wo die Neuerung der Abendmahlsfeier erfolgt sei, nicht aber die Liebfrauenkirche. Es liegt da offen-

⁵⁾ Vgl. F. Bahlow, Die Reformation in L. (1518), S. 149, Beilage 1.

bar ein Versehen bei der Niederschrift des Berichts vor; denn daß Fabian Eckel sich von der Einführung der Feier mit Brot und Wein damals noch ausgeschlossen habe, ist undenkbar. Krenzheims Bericht in seiner Chronologie (II, 367 a) ist ebenfalls unvollständig; er fügt zwar hinzu: „dergleichen geschieht auch in Unser Frauen-Kirch“, läßt dafür aber die Schloßkapelle weg, obwohl ihm Schubarts Bericht vorgelegen zu haben scheint. Ein späterer Bericht von Simon Grun in seiner Hs.: *Collectio Epitaphiorum maxime Lignicensium* sagt: „An. 1524 ward den 26. Merz zu S. Johannis oder grauen Kloster und zur lieben Frauen das Abendmahl zum ersten in beyder Gestalt gereicht, auch auf dem Schloß von dem Hofprediger Johann Siegemund Werner nach der Einsetzung Christi gegeben, allwo sich viel Kommunikanten einfanden“. (Nach Ehrhardt IV, 30 Anm.)

Wann ist nun die *Communio sub utraque* zum ersten Male an den drei genannten Stätten in Liegnitz erfolgt? (Die Peter-Paul-Kirche kommt nicht in Frage, da dort die Predigt des Evangeliums erst später, frühestens wohl im Herbst 1524 begann.) Schubart sagt nur „Anno 1524“, Krenzheim genauer „in der Fasten dieses (1524) Jahres“. Sup. Grun nennt sogar einen bestimmten Tag, „den 26. März“. Das war in jenem Jahre der Ostersonnabend! Gruns Darstellung erweckt die Vorstellung, daß die *Communio s. utr. g l e i c h z e i t i g* am 26. März in den drei Kirchen erfolgt sei. Dem widerspricht aber deutlich Schubart, wenn er sagt: „Erstlich im grauen Kloster, d a r n a c h auch auffm Schloß“. Eine Notiz im Liegnitzer Stadtarchiv sagt ebenso: „In der Fasten feht man zu S. Johannis das heilige Mahl beiderlei gestalt zu reichen, ingleichen auch h e r n a c h bei den andern Kirchen 1524.“ Gruns Darstellung soll nach Ehrhardt auch eine Wiedergabe von Schubarts Bericht sein; es ist aber deutlich, daß es sich dabei nicht um eine wörtliche Wiedergabe, sondern um eine Überarbeitung der Vorlage Schubarts handelt. Das genaue Datum des 26. März bezieht sich wahrscheinlich auf die Abendmahlsfeier Eckels in Liebfrauen. Grun hat dieses Datum wohl aus den damaligen Akten dieser Kirche entnommen, die ihm als Pfarrer von Liebfrauen zur Verfügung standen.

Wir stellen also fest: Die ersten Feiern des Abendmahls in evangelischer Gestalt sind nicht gleichzeitig, sondern nacheinander in den einzelnen Kirchen erfolgt, zuerst in St. Johann, sodann in der Schloßkapelle (beide in der Fasten-

zeit) und zuletzt (am 26. März) in der Frauenkirche. Sebastian Schubart aber hat das Verdienst, den Anfang gemacht zu haben.

Wenige Wochen später wurde der Streit der beiden Ordensrichtungen in Biegnitz entschieden. Herzog Friedrich hatte aus mancherlei Ursachen den Bernhardinern seine Gunst entzogen. Als nun besonders infolge der Darreichung auch des Kelches beim Abendmahl im grauen Kloster usw. in den Reihen der Bernhardinermönche der alte papistische Glaube eifrig verteidigt und der evangelischen Bewegung heftiger Widerstand erwiesen wurde, mußte der Herzog gefährliche Unruhen befürchten. Dieser Gefahr mußte er schon aus politischen Gründen beizeiten entgegentreten. So entschloß er sich, dem Beispiele Breslaus zu folgen, das Bernhardinerkloster aufzuheben und mit dem Johanniskloster zu vereinigen, und zwar so, daß die grauen Mönche die Herren des gemeinsamen Klosters würden. Die Überführung der Bernhardiner erfolgte zwischen dem 26. Mai und dem 2. Juni 1524, nach einem andern Bericht erst am 10. Juni⁶⁾. Nur wenige Tage blieben jedoch die widerspenstigen Bernhardiner in dem Johanniskloster. Der Herzog befahl, sie sollten entweder dem Konvent der sächsischen, also deutschen Provinz Gehorsam leisten oder, wie es ihre Brüder in Breslau getan hatten⁷⁾, aus der Stadt weichen. Sie zogen das Letztere vor.

Bald darauf, am Tage Johannis Baptistae (24. Juni) 1524, verordnete Herzog Friedrich durch ein öffentliches, uns heute auch im Wortlaut bekanntes *M a n d a t*⁸⁾, daß in seinem Lande „nichts anderes als das lautere Wort Gottes und das heilige Evangelium nach Deutung der hl. Schrift“ verkündet werden sollte. Infolge dieses Mandats wurden in Biegnitz in den Klöstern die Predigten „gelegt“, damit sie nicht Unruhen anrichteten. So berichtet Schubart a. a. O. Ob das Mandat oder der Abzug der Bernhardiner auch die Wirkung gehabt hat, daß aus dem Konvent bei St. Johann sogleich der eine oder andere Mönch ausgetreten ist, muß dahin gestellt bleiben. Wenn aber Thilo in den Personalien Schubarts sagt: „Und nachdem das hl. Evangelium nach der

⁶⁾ Scholz, Die Vertreibung der Bernhardiner aus Biegnitz i. J. 1524. Zeitschr. d. B. f. Gesch. u. Altert. Schles., XII, 359—378.

⁷⁾ E. Fraenkel, Über die Vertreibung der Bernhardiner aus Breslau (1522). Ebenda, Bd. 41 (1907).

⁸⁾ Jahrbuch d. Ver. f. Schles. Kirchengesch., XXV, 3—11.

Viegnitz also eingekommen, daß die Brüder nicht mehr in dem Gezwange verbleiben wollen, ist er fast allein doselbst blieben“, so ist das übertrieben. Andre haben daraus gar gemacht, das graue Kloster sei von den Mönchen verlassen worden, sodas Schubart „n u r noch allein“ darinnen blieb.

Diese Darstellung älterer Schriftsteller entspricht nicht der Wirklichkeit. Nach einem alten Vertrage des Franziskanerkonvents mit der Stadt Viegnitz hatte diese das Kloster mit Salz zu versorgen⁹⁾. Diese Salzlieferung erfolgte noch in den Jahren 1525, 1526, 1527, und zwar 1525 vierteljährlich 1, zusammen 4 Scheffel, 1526 in 6 Raten je $\frac{1}{2}$, zusammen 3 Scheffel, 1527 drei Quartalslieferungen, je 1, zusammen also 3 Scheffel¹⁰⁾. Auch bei Berücksichtigung der Tatsache, daß man in jenen Zeiten größere Mengen Salz als heute zum Wirtschaftsbetriebe brauchte, ist doch klar, daß 4 oder 3 Scheffel Salz im Jahre nicht von e i n e r Person (Seb. Schubart „nur noch allein“) verbraucht werden konnten. Gegen Ende 1524 schied Schubart, wie wir sehen werden, aus dem Konvent aus. Es müssen also noch sovieler Mönche im Kloster gewesen sein, daß 1525 die Stadtverwaltung noch 4 Sch. Salz zu liefern vertragsmäßig verpflichtet war. Dagegen scheint das Jahr 1526 eine Abnahme der Klosterbewohner gebracht zu haben; denn für 1526 und 1527 werden nur je 3 Sch. Salz geliefert. Mit Ende 1527 scheint dann die Auflösung des Konvents erfolgt zu sein. Darauf deutet nicht bloß die Einstellung der Salzversorgung, sondern auch der Umstand, daß der Guardian des Klosters i. J. 1528 ein sehr wertvolles Buch: Schedels berühmte Weltchronik, der Stadt übergeben hat¹¹⁾. Nach Auflösung des Konvents hat wohl der Herzog Friedrich das Kloster in Besitz genommen, um es nach Abbruch des Domes (1530) den Domherren zu überlassen. Die Johannesklosterkirche hieß seitdem Stiftskirche, wurde aber das ganze 16. Jahrhundert hindurch nicht mehr als Predigtkirche, sondern nur als herzogliche Begräbniskirche benutzt.

⁹⁾ Mitteilungen d. Viegner. Gesch.- und Altert.-Vereins, S. 2, S. 53.

¹⁰⁾ Stadtarchiv Viegnitz: A, Nr. 212. Salzrechnung.

¹¹⁾ Auf der Titelseite die handschr. Eintragung: Ich Bruder Wenzel Freudenberger, Gardianus des closters Sant Joannis, habe geligen diß buch, Cronica genandt, dem Erbaren Rothe zcu ligen. Geschen Am obende der Hymelfart Marie [15. August] 1528. — Das Werk befindet sich heute in der Peter-Paul-Bibliothek zu Viegnitz, Fol. 678.

Wie vorhin schon bemerkt wurde, ist Seb. Schubart gegen Ende des Jahres 1524 aus dem Kloster geschieden. Er folgte einem Rufe nach Rüstern bei Liegnitz als Pfarrer. Er sagt das selbst in seinem Reformationsbericht (zum Jahre 1525): „Der graue Mönch war nunmals auf einem Dorfe Pfarrherr“. Er nennt weder seinen Namen noch das Dorf. Thilo in seinem Reich-Sermon sagt genauer: „Von der Liegnitz ist er . . . etwa am Ende des Jars 1524 nach Rüstern in die Pfarre gezogen“¹²⁾. Was hat ihn hierzu veranlaßt? In der Leichenpredigt auf ihn heißt es: „Von der Liegnitz ist er, um dem Schwendfeldischen Stank auszuweichen, . . . gezogen“. Das ist natürlich Unsinn; einen solchen „Stank“ gab es 1524 noch nicht in Liegnitz¹³⁾. Nein, Schubarts Weggang von Liegnitz war zweifellos eine Folge des herzoglichen Mandats, das besonders auf den Dörfern zu einem großen Mangel an Pfarrern, die den Forderungen des Mandats zu entsprechen willens und in der Lage waren, führte. Schubart sah wohl voraus, daß seines Bleibens im Kloster nicht mehr lange sein konnte. Darum nahm er den Ruf in die Pfarre von Rüstern an. Patron dieser Pfarrstelle war damals Hans v. Reuschberg (Reuschberg) auf Ober- und Mittel-Rüstern, der ein Anhänger der evangelischen Bewegung (vielleicht durch Schwendfeld) geworden war und nun unsern Schubart zum ersten evangelischen Pfarrer seiner Gemeinde berufen haben soll¹⁴⁾.

Wie ist nun aber der Anachronismus des „Schwendfeldischen Stanks“ entstanden, der die Ursache für den Weggang Schubarts aus Liegnitz gewesen sein soll? Es wäre wohl denkbar, daß ihn Adam Thilo verschuldet hat. Dieser war zwar ein Liegnitzer Kind, aber erst 1542 geboren¹⁵⁾, also nicht mehr persönlicher Zeuge des „Schw. Stanks“. Er kann sich also diesen, von dem ihm, dem Diaconus in Lüben, sein greiser Pfarrer Schubart berichtet hat, einige Jahre früher, als er wirklich ausbrach, gedacht haben. Es kann aber auch Schubart selbst die Sache so dargestellt haben, wie es sein Leichenredner später wiedergab. Denn Schubart war, wie wir noch sehen werden, in seinem spätern Leben sehr darauf bedacht, für einen alten Widersacher Schwendfelds zu gelten, der wegen seiner Gegnerschaft viel Ungemach und Ver-

¹²⁾ Ehrhardt a. a. O., IV, 156.

¹³⁾ über die Entwicklung der evang. Bewegung in Liegnitz vgl. F. Bahlow, Die Reform. in Liegnitz.

¹⁴⁾ Ehrhardt IV, 360.

¹⁵⁾ Ehrhardt III, 1. S. 336.

folgung habe aushalten müssen. In seiner Schrift: „Widerlegung der Schwendfeldischen Irrtümer“¹⁶⁾ klagt er, daß ihn Schwendfeld häufig angegriffen, seine Person, Amt, Lehre und Leben aufs bitterste ausgeschrien und ihn überall zum Gelächter zu machen gesucht habe¹⁷⁾. Wenn dem so war, so mußte Schubarts Verhalten Anlaß dazu gegeben haben. Ehrhardt (VI, 156) der unsern Schub. nicht hoch genug preisen kann, will auch den Grund für die Feindschaft der Riegnitzer Schwendfelder gegen jenen wissen: Schubart „blieb der reinen Lehre Lutheri treu, darüber er mit der Zeit, wie seine Schriften (Mehrzahl!) bezeugen, von den Irrgeistern Krautwald Eckel, Rosenhayn und Kaspar von Schwendfeld usw. viele Widersprüche, Lasterungen und Verleumdungen erdulden mußte“. Das heißt also: Schubart machte die Entwicklung der Riegnitzer Prediger nicht mit. Daß er sich dabei nicht ruhig verhalten hat, sagt der Herausgeber des *Corpus Schwendfeldianorum*: Schubart und Cordatus¹⁸⁾ hätten Schwendfeld in Riegnitz stark angegriffen: Schubart sei eifrig gewesen in der Verbreitung von ungewöhnlichen Schmähungen, die spätere Schriftsteller gern abgedruckt hätten. (Bd. II, 645, 705). Quellenmäßige Belege hierfür haben wir nicht; auch in Schwendfelds Schriften findet sich, soweit ich sehe, keine Äußerung über Schubart. Es ist aber wohl denkbar, daß Schubart, der während seines Mönchtums ein strenger Eiferer gewesen sein soll, auch als evangelischer Pfarrer in Rüstern diesen Charakterzug beibehalten hat.

Doch er ist nicht dauernd ein Gegner der Schwendfelder Bewegung gewesen. J. J. 1534 finden wir ihn im Herzogtum Preußen, und zwar als eifrigen Schwendfelder! Diese überraschende Tatsache verschweigt Thilo in der Lei-

¹⁶⁾ D. Eberlein nennt sie eine chronique scandaleuse. Correspondenzbl. IV, 107. Er irrt übrigens, wenn er dort Schubart „den Riegnitzer Hofprediger v. J. 1522“ nennt. Schubart ist niemals Hofprediger gewesen, abgesehen davon, daß es einen solchen 1522 in Riegnitz noch nicht gab.

¹⁷⁾ Christian Runge in seinen *Miscollanea Literaria*, Specimen III, S. 52 (1714); Rosenberg, Schles. Reformationsgesch., S. 307.

¹⁸⁾ Konrad Cordatus war nur ein halbes Jahr, Oktober 1526 bis Frühjahr 1527 in Riegnitz als Lehrer an der neuen Akademie. Er war ein eifriger Anhänger Luthers und schrieb an diesen Klagebriefe über die „wunderbaren“ Vorgänge in Riegnitz. Über Cordatus siehe Schnetder: Über den geschichtl. Verlauf der Ref. in Riegnitz. Berliner Programm 1860, S. 29 f.; Ehrhardt (IV, 160—164) ist mit Vorsicht zu gebrauchen.

chenpredigt, sicherlich weil ihm Schubart über diesen ihm später peinlichen Abschnitt seines Lebens keine Mitteilung gemacht hat. Kein schlesischer Geschichtsschreiber weiß von dieser Wandlung des „großen Verteidigers des reinen Evangelii im hiesigen Fürstentum“, wie ihn Ehrhardt (IV, 360) nennt. Sie ist erst bekannt geworden durch Paul Tschackerts „Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen“ (3 Bde. 1890), worin aus den reichen Beständen des Königsberger Staatsarchivs eine Fülle von bisher unbekanntem Stoff auch zur schlesischen Reformationsgeschichte veröffentlicht wurde. Darunter finden sich Briefe, die Sebastian Schubart als Pfarrer von Johannisburg in Südpreußen mit den Bischöfen Paul Sparatus und Polenz wechselte. Diese Briefe lüfteten den Schleier über Schubarts Lebensgang nicht unwesentlich.

Was hat nun bei Schubart den Wechsel seiner theologischen Anschauung veranlaßt, und wie ist er nach Preußen gekommen, Diese Fragen können wir bis jetzt nicht durch unmittelbare Zeugnisse beantworten; vielleicht aber geben uns die kirchliche Lage im Fürstentum Biegnitz und die kirchlichen Verhältnisse im Herzogtum Preußen Fingerzeige für eine wahrscheinliche Antwort auf jene Fragen.

Sogleich nach Schwendfelds Weggang aus Biegnitz und Schlesien (Mitte Februar 1529) wandte sich Herzog Friedrich an seinen Schwager, Herzog Albrecht von Preußen, um Rat und Beistand. Er hatte durch die heftigsten Anfeindungen von katholischer und lutherischer sowie politischer Seite erkannt, daß in dem Zustand der Biegnitzer Reformation etwas nicht in Ordnung war. Den Schaden sah er nicht in der Lehre, sondern in der mangelnden Ordnung des kirchlichen Lebens. In Biegnitz wußte er wohl keine für kirchliche Ordnung praktisch veranlagte Kraft, dagegen in Preußen. Der Herzog Albrecht hatte bei der Ein- und Durchführung der Reformation im Ordenslande einen Berater und Helfer, der sich als tatkräftige und zielbewußte Persönlichkeit gezeigt und bewährt hatte. Es war Friedrich von Heydeck, Herr des Amtes Johannisburg, einer der einflußreichsten Männer des Masurenlandes. Herzog Friedrich kannte ihn bereits persönlich; denn er war wiederholt in Biegnitz gewesen, sei es in Begleitung oder im Auftrag seines Herzogs Albrecht, der seit etwa 1523 oftmals in Biegnitz mit seinem Schwager Friedrich die politischen und religiösen Fragen jener Jahre besprochen hatte.

Diesen Friedrich v. Heydeck erbat sich nun Herzog Friedrich von seinem Schwager auf etwa ein Jahr zum Berater und Helfer. Schon im Mai 1529 traf Heydeck in Liegnitz ein. Ehe er aber an die ihm gestellte Aufgabe gehen konnte, befiel ihn in Liegnitz eine schwere und langwierige Krankheit. Außerlich gesundete er nach Monaten wieder; für seinen innern Menschen aber wurde das lange Krankenbett verhängnisvoll. Heydeck war als entschiedener Anhänger Luthers nach Liegnitz gekommen. Hier fand er nun in seiner Krankheit viele Gelegenheit, sich mit Vertretern schwendfeldischer Anschauung über religiöse und kirchliche Fragen zu unterhalten. Im Verkehr mit Krautwald, Edel und Werner, die er von seinen früheren Liegnitzer Besuchen her wohl schon persönlich kannte, entstanden in ihm allmählich Zweifel an der Wahrheit der lutherischen Lehre. Vielleicht kam er in dieser Zeit auch mit Verwandten seiner Frau zusammen. Diese war eine geborene Hedwig von Falkenhain, die er sich im Frühjahr 1525, als er mehrere Wochen mit Albrecht in Liegnitz weilte, aus dem Benediktinerinnenkloster zum hl. Leichnam vor Liegnitz, wo sie damals Nonne war, geholt hatte. Sie stammte aus einem angesehenen, um Liegnitz herum begüterten Geschlechte. Ein Christoph Falkenhain zu Ruchelberg und ein Hans F., „Erbherr eines Theiles des Dorfes Rüstern [Nieder-Rüstern] kommen in einer Urkunde v. J. 1518 bezw. 1522 vor. Zu diesen Familien gehörte sehr wahrscheinlich auch die Liegnitzer Nonne Hedwig. Ruchelberg war nach Rüstern eingepfarrt, sein Besitzer zugleich Kompatron. (Nach Erhardt IV, 360). So hat wohl Christoph v. Falkenhain auch unsern Sebast. Schubart mit zum Pfarrer von Rüstern berufen. Da der Besitzer von Ober- und Mittel-Rüstern, Hans von Reyschberg, der Kirchenlehnherr von Rüstern, schon 1524 evangelisch gesinnt war (wahrscheinlich durch Schwendfeld gewonnen), so darf man auch wohl von den beiden Falkenhain annehmen, daß sie dem Evangelium zugetan waren und aufseiten Schwendfelds standen. Ob er wohl im Laufe der Jahre auch ihren Pfarrer, Sebastian Schubart, für ihre Anschauung gewonnen hat? Unmöglich ist das nicht, im Gegenteil wahrscheinlich. —

Als Heydeck wieder gesund geworden, war er so gut wie ganz für die Anschauungen der Liegnitzer gewonnen. Mit gewohntem Eifer ging er nun an die ihm vom Herzog gestellte Aufgabe. Diese bestand darin, vor allem die Abendmahlsfeier in rechten Gang zu bringen; denn diese war „eine Zeitlang hier bei uns in Liegnitz ganz niedergelegt“. So

berichtete Heydeck. Dem Herzog schwebte eine Abendmahlsfeier im Sinne Schwendfelds und dessen Freunde vor, eine Feier, die der urchristlichen Form möglichst nahe käme und der Messe nicht bedürfte. Auch Heydeck trat für diese Wünsche ein. Aber den Weg hierfür zu finden, war schwierig. Heydeck wandte sich an den Breslauer Reformator, erst mündlich und dann schriftlich. Aber Hef versagte; er wollte von dem unerbaulichen Abendmahlsstreit der Biegnitzer nichts mehr wissen.

Heydecks Sendung war also zwecklos geworden. Gegen Ende 1530 kehrte er darum nach Preußen zurück, aber mit dem Bewußtsein, in seiner religiösen Überzeugung ein anderer geworden zu sein¹⁹⁾. Für den Schwendfeldianismus suchte er nun in seiner Heimat mit derselben Begeisterung und Entschiedenheit zu werben, wie er es vorher für Luther getan hatte. Er war bestrebt, vor allem Johannisburg und Umgegend, soweit seine Patronatsmacht reichte, mit schwendfeldischen Predigern zu versorgen. Zu diesem Zwecke nahm er sich von Biegnitz einen Peter Zenker mit. Dieser war evangelischer Prediger in Danzig gewesen, dort 1526 mit andern vier Predigern vom Polenkönig gefangen gesetzt, auf Herzog Albrechts Bitte wieder freigelassen und nach Breslau geflüchtet. Von da aus hatte er Beziehungen zu den Biegnitzern gewonnen und war wohl schon 1530 schwendfeldisch gesinnt. Auch Herzog Friedrich hatte ihn kennen gelernt und dem Heydeck als Mitarbeiter bei der Biegnitzer Aufgabe empfohlen. Zenker wurde nun Heydecks Pfarrer in Johannisburg.

Einige Jahre später, 1534, finden wir Sebastian Schubart als schwendfeldisch gesinnten Pfarrer von Johannisburg. In seinem Bericht über die Biegnitzer Reformationsbewegung sagt er: Die Biegnitzer „zogen die Pfarrherren aus umliegenden Städten und aufm Lande an sich, gossen ihr Gift also in sie, daß viel Pfarrherren ihnen zufielen, sie haben das Abendmahl des Herrn fast alle abgetan, etliche auch kein Kind mehr taufen wollen“. Ob Schubart auch zu diesen Pfarrherren gehörte? Man kann, ja muß es vermuten; jedenfalls muß er schon als Pfarrer von Rüstern auf die Seite der Schwendfelder getreten sein.

¹⁹⁾ über Friedr. v. Heydeck vgl. Theophil Besch: Friedrich v. H., ein Beitrag z. Gesch. d. Ref. u. Säkularisation Preußens. Königsb. Diss. 1897. Auch Bahlow, Die Ref. in Biegnitz, N. 114 ff.

Wann Schubart in Preußen eingetroffen ist, wird nicht berichtet. Paul Tschackert nimmt den Sommer 1534 an²⁰⁾; Schubart scheint aber schon Ende 1533 in Johannsburg gewesen zu sein. Das geht aus einem undatierten Konzept eines Briefes vom Bischof Paul Speratus an Schubart hervor. Dieser Brief ist nicht, wie Tschackert annimmt, an das Ende 1534 zu setzen, sondern, wie aus seinem Inhalt ersichtlich, bald nach dem 25. Juli 1534. In diesem Schreiben sagt der Bischof, Schubart habe „in diesen Tagen nach einer für eine Antwort sehr langen Pause“ ihm einen Brief übersandt. Seit ihrer Unterredung (Colloquium) zu Johannsburg seien „mehr als sieben Monate in dauerndem Schweigen“ vergangen. Des Bischofs Brief geht auf Schubarts Brief vom 20. Juli 1534 ein, den Speratus auf der Rückreise von einer Visitation in Johannsburg am 25. Juli erhalten hatte. Die von Speratus mit Schubart gehaltene Unterredung, seit der „mehr als sieben Monate“ vergangen waren, muß also etwa Ende des Jahres 1533, bald nach Schubarts Amtsantritt, stattgefunden haben. Paul Speratus war seit 1530 Bischof von Pomesanien, dem südlichen Teil des Herzogtums, mit dem Sitz in Marienwerder. Als entschiedener Anhänger Luthers war er darauf bedacht, den lutherisch-theologischen Standpunkt als maßgebend für das Herzogtum Preußen zu wahren. Das führte ihn in einen schweren Kampf gegen die schwemfelfeldisch gesinnten Geistlichen, die Heydeck seit seiner Rückkehr von Biegen auf seine Besitzungen nach Masuren verpflanzt hatte. Diese Besitzungen gehörten zum Sprengel des Speratus. Sein Kampf gegen jene Geistlichen war wegen Heydecks Vertrauensstellung beim Herzog besonders schwer. Schon der erste schwemfelfeldische Pfarrer von Johannsburg, dem Sitz Heydecks, Peter Zenker, machte dem Bischof so viel zu schaffen, daß er sagte: Lieber gar keinen Pastor als solche Pastoren! Zenker blieb nicht lange Pfarrer von Johannsburg. Auf ihn folgten in den nächsten Jahren mehrere andere. Der letzte vor Schubart scheint ein Bernhard N. gewesen zu sein. Ihn ermahnte Speratus am 13. Dezember 1533 in einem Briefe, von seinen Irrtümern im Glauben abzustehen. Er wird „früher Pfarrer in Johannsburg“ genannt, war es also am genannten Tage nicht mehr. Sein Nachfolger dürfte nun Sebastian Schubart gewesen sein.

²⁰⁾ Tschackert, Paul Speratus von Rötlen Schriften d. B. f. Ref.-Gesch. Nr. 33 (Halle 1891), S. 58.

Auch mit ihm mühte sich nun Speratus ab. Seine Gewohnheit war es, mit seinen ihm verdächtigen Pfarrern brieflichen Verkehr zu pflegen, ein schriftliches Bekenntnis ihres theologischen Standpunktes zu fordern und ihnen Bücher zu übersenden, deren Studium sie von ihrer nicht-lutherischen Anschauung abbringen sollte. So scheint er auch von Schubart in dem Kolloquium die schriftliche, ausführliche Darlegung seiner Glaubensstellung verlangt zu haben. Schubart ließ sieben Monate vergehen, ehe er diese Forderung erfüllte, und auch dann nur, weil ihn Speratus in einem nicht mehr vorhandenen Briefe gemahnt hatte²¹⁾. Am 20. Juli 1534 antwortete Schubart dem Bischof, sandte die Bücher zurück, die dieser ihm gegeben hatte, und legte auf 9 Seiten Folio ausführlich seine religiösen und theologischen Ansichten, vor allem seine schwendfeldische Abendmahlslehre dar. Am Schlusse erklärte er: „Defendere constanter pergam“ (ich werde standhaft fortfahren, mich zu wehren)²²⁾.

Diesen ersten Brief Schubarts erhielt Speratus, wie erwähnt, am 25. Juli und machte auf der vorletzten unbeschriebenen Seite einige Bemerkungen, auch über Krautwald und Eckel. Er beantwortete den Brief anscheinend bald nach seiner Rückkehr nach Marienwerder. Es ist das schon genannte Schreiben, das nur im Konzept auf 11 Foliosseiten von des Bischofs Hand ohne Ort und Datum vorhanden ist²³⁾. In der Einleitung spricht Speratus seine Vermutung über den Grund des langen Schweigens Schubarts aus. Dieses sei wohl daher gekommen, weil Schubart nicht zeitiger zur Hand (domi) gehabt habe, was er antworten solle. Jetzt habe er endlich mehr als reichliches Rüstzeug aus Schlessien erlangt, wo es sich „in euren Athen“ so glänzend findet. „Von dort — fügt er höhnisch hinzu — muß man alle Weisheit, den Geist der Spiritualisten (spirituosorum spiritum) herholen“. Es folgt dann eine lange theologische Auseinandersetzung im Sinne der lutherischen Kirche mit Schubarts schwendfeldischem Standpunkt.

Außer gegen die Schwendfelder kämpfte Bischof Speratus auch gegen eine niederländische Emigranten-Kolonie, evangelische Holländer, die sich der Unterdrückung durch

²¹⁾ Staatsarch. Rgsbg., IV 22, 141: Ex adversasiorium scriptis Excerpta: [Schub.] respondet (20. 7. 1534) ad meam Epistolam, quam ad ipsum dedi.

²²⁾ Staatsarch. Rgsbg.: IV, 22, 140.

²³⁾ Staatsarch. Rgsbg.: IV 22, 142.

Kaiser Karl V. mittels Flucht aus ihrer Heimat am Niederrhein entzogen und in Preußen Zuflucht gefunden hatten. Ihr Protestantismus war vorkalvinisch-reformierter Art, wesentlich von Zwinglis Auffassung bestimmt. Speratus, in dessen Sprengel auch zahlreiche dieser Niederländer angesiedelt waren, nahm den Kampf gegen sie auf. Er schrieb 1534 eine umfangreiche Schrift „ad Batavos vagantes“, worin er in ähnlicher Weise wie gegen Zentker, Edel und andere Spiritualisten den holländisch Reformierten ihre dogmatischen Irrtümer aufdeckte und sie zur Einigkeit in der Religion ermahnte²⁴⁾.

Seinem Brauche gemäß übersandte er seine Schrift auch Sebastian Schubart mit einem Begleitschreiben vom 4. Oktober 1534; dieser möge das „sehr gute Buch“ lesen und seine Meinung geben. Daß Schubart von den Ausführungen seines Bischofs in dessen Schrift ad Batavos, die übrigens heute unauffindbar ist, nicht überzeugt wurde, ist begreiflich. Schon der eine Satz, den Speratus aufgestellt haben soll: der Glaube kommt nur aus dem Hören des Wortes Gottes (*fides non aliunde nisi ex auditu per verbum Dei est*) war für einen Schwendfelder unannehmbar. Darum antwortete Schubart in einem Briefe vom 17. November aus Johannisburg (den Speratus am 3. Januar 1535 in Königsberg, wo er auf einem Konvente war, erhielt, er habe das Speratus Brief ad Batavos gelesen und wieder gelesen, müsse aber sagen, ohne ihn, Speratus, beleidigen zu wollen (*pace tua*), daß die Ausführungen seine Vernunft nicht überzeugt haben.

Speratus war in seinem Briefe vom 4. 10., den Schubart am 17. 10. bei seiner Rückkehr aus Königsberg (was ihn dahin geführt hatte, wird nicht gesagt) vorgefunden hatte, nochmals auf Schubarts Brief vom 20. 7. zu sprechen gekommen, weil er diesen schon vor längerer Zeit in Schlessien entstanden glaubte. Schubart antwortete nun am 17. 11. auch hierauf: Wenn Speratus über seinen (Schubarts) Brief vom Monat Juli urteile, daß er in Schlessien entstanden sei und dem Bischof fruchtlos erscheine, so könne er letzteres nicht billigen; was aber die Entstehung des Briefes anlange, so sei das Gegenteil wahr: dieses Büchlein (so nannte man damals meist jeden viele Seiten langen Brief) sei in Preußen entstanden, an Speratus zuerst, dann nach Schlessien an seine Brüder (*ad Fratres meos*) gesandt, und er erwarte von beiden

²⁴⁾ Vgl. Tschackert, U.-B. II, Nr. 945, 946, 950, und desselben „Paul Sparatus“, S. 64 f.

Seiten eine freundliche Beurteilung. Speratus dachte augenscheinlich von Schubarts geistiger Bildung nicht hoch und traute ihm die Abfassung des fraglichen Schriftstücks nicht zu. Schubart erwiderte darauf: „Daß Du mich für ungelehrt (indoctum) hältst, was ich schon längst wohl weiß, beschwert mich nicht, und ich widerstrebe dem nicht, weil ich mir ja niemals die Meinung, gebildet zu sein, angemacht habe. Gleichwohl, Unfrömmigkeit wirfst Du mir ohne Erbitterung nicht so leicht wie Unbildung nachweisen, weil Du wohl weißt, daß echte Frömmigkeit auch den Unweisen und Niedrigen durch göttliche Gabe gelingt“. Darum erwarte er eine gebildete Antwort, um zu sehen, wie Speratus ihm jene Flaumfedern herausreißen werde, die er nicht von den schlesischen Brüdern, sondern durch eigene Vektüre der orthodoxen Väter gesammelt habe.

Wir erfahren hier, daß Schubart in enger Verbindung mit den schlesischen Brüdern geblieben war, gemeint sind wohl hauptsächlich die Siegnitzer. Deren Führerkreis war zwar kleiner geworden; geblieben waren nur Johann Werner, bis 1525 noch Hofprediger, dann bis 1539 Pfarrer an Peter-Paul, und vor allem Krautwald. Diese beiden waren gewiß in erster Linie die Fratres, an die Schubart seine Berichte aus Johannsburg sandte. Sie unterrichtete er über wichtige Vorgänge in Preußen. Ihnen schickte er seines Bischofs Briefe und Schriften, so die Schrift an die Bataver, den Brief an Bernhard, früheren Pfarrer von Johannsburg, ferner einen Brief Melancthons (wahrscheinlich den lateinischen Brief M.s., worin sich dieser gegen Krautwalds Lehre ausgesprochen und dessen Schreiben als „Geschwätz“ bezeichnet hatte — (vgl. Tschackert: U.-B. II, 827) u. a. m. Speratus forderte, daß Schubart ihm die Antworten bzw. Urteile der Schlesier mitteile. In den Briefen Schubarts vom 17. Nov. 1534 und 8. Jan. 1535, die Speratus am 3. u. 16. Januar erhielt, waren auch die Antworten der Schlesier. Er erwiderte am 17. Januar: „Von wie großem Vertrauen auf den unsterblichen Gott sie geschwollen sind, mit wie großer Heuchelei sie sich aufdrängen, wird ein späterer Tag einst offenbaren!“ „Die Traumbilder deiner Brüderlein (Fratriculorum) gegen Melancthons Brief habe ich gelesen, aber noch nicht ganz; ich werde sie noch weiter lesen und eine so große Klugheit [daraus] lernen! Ebenso habe ich das widersinnige Urteil über meinen Brief an Bernhard gelesen. Was noch mehr ist, erwarte ich auch mit der

schlesischen [glühenden] Kohle, mit der das gerügt wird, was ich zur Schrift Eckels weder vollständig, noch zu vollenden einst dem Herzog gegeben, doch nicht in dem Sinne gegeben habe, wie ihr es habt mißbrauchen wollen. O unverdorbene Aufrichtigkeit! ²⁵⁾ Aber laß unbeachtet, ich bitte, was Du etwa Schändliches dieser Art noch hast . . . Antworte mir auf alles, was ich Dir gesandt oder geschrieben habe. Ich werde jenen einmal antworten. So soll Schluß (finis) sein!“ Zum ersten Mal gibt Speratus keine Namensunterschrift, sondern nur Pomezan[us]. Darunter: Resipisce (Komme wieder zur Ein[icht]) ²⁶⁾.

Die Urteile der Schlesier haben den Bischof offenbar verärgert, wie der vorstehende Brief zeigt. Waren seine bisherigen Schreiben an Schubart in einem freundlichen Tone gehalten, wie Schubart noch von Thorn aus „Des Bischofs gütige Gesinnung gegen ihn“ bezeugt, so beweist das Speratus letzter Brief, daß er die Hoffnung, den Schwendfelder von seinem Irrwege durch Güte allmählich abbringen zu können, aufgeben müsse; denn hinter diesem stehen die starrköpfigen schlesischen Sakramentierer. Des Bischofs viele Mühen in dem Streite sind fruchtlos geblieben.

Schubart beantwortete des Bischofs Brief, den er am 16. Februar erhalten hatte, am 4. März mit einem elf Seiten langen Schreiben. Die Verzögerung begründet er mit des Bischofs Urteil über seine Briefe. Weil Speratus alles, was Schubart aus Schlesien habe, zugesandt haben wolle und auf alles, was er ihm (Schubart) geschrieben habe, eine Antwort verlange, habe er nicht nur des Bischofs, sondern auch der Schlesier Briefe nochmals genau durchlesen und gründlich erwägen müssen, um etwa Verkehrtes oder Nachteiliges mit klaren Worten zurückzuweisen. Dieses tut er dann auch in scharfer Weise gegenüber den Vornwürfen, die Speratus ihm bezw. den „schlesischen Brüdern“ gemacht hatte. Es folgen dann wenig tiefgehende theologische Auseinandersetzungen die nichts von Bedeutung bieten. Zum Schluß bemerkt er, daß er sich des Bischofs reifliche Erwägungen über das Sakrament in der Regel ausgeschrieben habe, worüber er ihn nicht in Unkenntnis lassen wolle. Denn er erstrebe, aus des Bischofs Briefen dessen Meinung genau zu erkennen, um zwischen dessen und der Schwendfelder Ansicht gründlich

²⁵⁾ Gemeint ist wahrscheinlich Eckels Erwiderung zum Rastenburger Gespräch, die Speratus nach Königsberg geschickt hatte.

²⁶⁾ Staatsarch. Kgsbg.: IV 22, 174.

unterscheiden zu können. „Ich will aber nicht noch mehr berühren, damit ich nicht Dir wie mir lästig sei“²⁷⁾).

Dies ist der letzte Brief Schubarts an Speratus von Johannsburg aus. Eine Antwort des Speratus ist nicht bekannt. Sein Wohlwollen hatte, wie es scheint, der Bischof dem Johannsburg Pfarrer entzogen. Vorläufig aber war dieser gegen ein amtliches Vorgehen des Speratus noch gedeckt, solange sein Patron Heydeck ihn schützen konnte. Heydecks Macht beruhte auf seinem politisch und religiös vertrauten Verhältnis zum Herzog Albrecht. Er hatte es erreicht, daß dieser in religiösen Dingen den Grundsatz der Tuldung befolgte. Aber mehr und mehr gab der Herzog diesen Grundsatz auf zugunsten der lutherischen Lehre. Am 1. August 1535 erließ er ein Edikt gegen die Wiedertäufer, das diesen den Aufenthalt im Herzogtum Preußen untersagte. Den Bischof Speratus wies er an, die Einheit der Lehre im Lande aufrecht zu erhalten, indem er auf die einträchtig verfaßte Kirchenordnung v. J. 1525 hinwies. Damit war auch die Tuldung der Schwendkelder gefährdet. Heydeck erkannte diese Gefahr umsomehr, als sich sein Verhältnis zum Herzog durch dessen Schwenkung in der Kirchenpolitik merklich, wenn auch nur auf kurze Zeit trübte. Das veranlaßte ihn, der sich von Mitte 1535 bis Ostern 1536 in Johannsburg, seinem eigentlichen Wohnsitz, ständig aufhielt, dem Schubart zu raten, dem Bischof von Samland, Georg Polanz, dessen Gattin die Schwester Heydecks war, in einem Schreiben seinen schwendkeldisch-theologischen Standpunkt vorzutragen. Das tat Schubart auch in einem 6½ Folioseiten langen Briefe. Dieser ist ohne Datum und ohne Unterschrift, aber in Schubarts Handschrift im Staatsarchiv Königsberg (IV, 22, 194) vorhanden. Die fehlende Unterschrift läßt darauf schließen, daß Heydeck selbst den Brief an seinen Schwager übermittelt hat. Der Zweck läßt sich nur ahnen; eine Wirkung ist nicht ersichtlich.

Obwohl Heydeck in religiöser Beziehung keinen unmittelbaren Einfluß mehr auf den Herzog ausüben konnte, kam Albrecht ihm und den ihm (Heydeck) nahestehenden Personen in religiösen Dingen doch möglichst entgegen. Das zeigt der Brief, den er Schubarts wegen am 16. Mai 1536 an den Bischof von Pomesanien schrieb. Darin heißt es²⁸⁾: „Nachdem der würdig vnnsrer lieber getreuer Sebastian Schubart ehlicher massen vnnn euch angegeben worden, wir donebenn

²⁷⁾ Staatsarch. Rgsb.: IV 22, 176.

auch die schriefft, so er an den pfarren zu lestenn (Lösen?) diffals gethan, bekommen vnd vorlesen, Nu habenn wir dem friderich hern zu heideck, vnder dem er, der sebastian gefessenn, vff solch angehen mit vnnjern schreiben auch mit zuschickung desselben brieffs aus gnadenn, damit wir ime gewogen, vff dies mal one ewer vorwarnung vorschonenn wollen vnnnd vor nottwendig geacht, euch als eyn bischoff, dem er hirinnen zusehen gebürt, zuschreiben, Diemeil wir dan eyn offentliche landes vnd kirchenordnunge an alle stende, auch mandat ediren vnnnd aufgehn habenn lassenn, darin allenthalben, was mhan sich in dem vnnnd andern zuhalten, clarlich vnnnd genugsam ausgedruckt vnnnd an tag geben wirt, So ist hircumb vnnser begeren, Ir wollet Ime gedachte herrn von heideck freuntlich in der gütte als vor euch, vnuormerckt vnser person, schreiben, das er den ehrn sebastian dohin zuweisen vnnnd zuhaltenn, das er dieffen vncristlichenn vnnnd vnbillichen fürnehmen vnd begynnen absteheenn, auch von dem, so ime als ein pfarher vnd lehrer des worts vbel anstehenn ader nicht gezimen wil, abwenden, Nichtsweniger mit dem herren Sebastian daraus handeln, wo er sich des anmassen wolt, das ers vor sich allein pleiben liesse vnnnd nicht andere mit eynfüret, damit nit grosser vnnnd mer Irrung in das komme vnnnd eynrenesse.“

Aber Heydeck konnte nicht lange mehr der Schutzherr Schubarts und anderer schwenckfeldischer Geistlichen sein. Unerwartet ereilte ihn am 3. August 1536 der Tod. Für Sebastian Schubart war mit dem Tode seines Gönners jede Möglichkeit, für die Schwenckfeldischen Ideen in Preußen zu wirken, geschwunden. Das konnte ihm nach Lage der Dinge nicht zweifelhaft sein. Wann er nun Preußen den Rücken gekehrt hat und ob freiwillig oder gezwungen, entzieht sich unsrer Kenntnis. Wahrscheinlich ist er nicht lange nach Heydecks Tode i. J. 1536 nach Liegnitz zurückgekehrt. In Thilos Leichenpredigt, wo ja die schwenckfeldische Phase seines Lebens verschwiegen wird, heisst es: (von Rüstern ist Sch.) „nach elf Jahren (1536) gen Franckenstein ins Pfarramt fortgerückt“. Demnach müßte also Schub. sofort nach seiner Rückkehr aus Preußen nach Frankenstein ins Pfarramt gekommen sein. Das ist ausgeschlossen. J. J. 1536 starb zwar der reformationsfeindliche Herzog Karl I. von Münsterberg-Frankenstein und Delz. Seine Söhne waren die Erben; aber erst 1538 (39) begannen diese zu reformieren

und besetzten die Pfarrkirche zu Fr. mit luth. Predigern²⁹⁾. Also könnte Schubart frühestens 1539 nach Frankenstein gekommen sein. Jedenfalls aber nicht als Pfarrer; denn J. A. Kopitz (Kirchengeschichte d. Fürstentums Münsterberg und des Reichsbildes Frankenstein, 1885) erwähnt Sebastian Schubart überhaupt nicht, obwohl er alle protestantischen Pfarrer Frankensteins mit Namen aufführt. Schubart könnte also höchstens Kaplan gewesen sein; denn die Kapläne werden in jener Zeit meist nicht namentlich genannt. Aber auch ein schwencsfelder Kaplan ist in Frankenstein kaum denkbar. Allerdings ist Schubart ein Jahrzehnt später in Frankenstein nachweisbar, aber nicht mehr als Schwencsfelder. Der Sachverhalt wird kurz folgender gewesen sein:

Als Schubart 1536 in Biegnitz ankam, fand er dort vieles verändert. Von dem alten Stamm der Biegnitzer Pastoren war nur noch Werner übrig geblieben, seit 1535 Pfarrer an der Peter-Paul-Kirche. Krautwald lebte still zurückgezogen im Stift. Der Herzog Friedrich hatte 1534 bzw. 1535 eine „Sakramentsordnung“ für sein Land geschaffen und sann darauf, den Anschluß an Wittenberg zu finden, damit er nicht ganz vereinzelt stände³⁰⁾. Schubart erkannte sogleich, daß für seinen streng schwencsfeldischen Standpunkt kein Raum mehr in Biegnitz war. Die Verständigung der oberdeutschen und der Wittenberger Theologen in der sog. Wittenberger Konkordie 1536 zeigten ihm den Weg, den die Biegnitzer Reformation fortan auch gehen werde. Des Herzogs schließliche Zustimmung zu der Augsburger Konfession, die Entlassung des letzten schwencsfelder Pastors, Sigismund Werner, 1539 und schließlich die Kirchenordnung von 1542, die der Herzog der evangelischen Kirche in seinen Landen gab, führten Sebastian Schubart zur Aufgabe seiner bisherigen theologischen Anschauung. Am 6. Mai 1542 schrieb er von Biegnitz aus einen lateinischen Brief — der ganze Briefwechsel war übrigens in lateinischer Sprache erfolgt — an Bischof Speratus in Marienwerder und teilte ihm mit, daß er seine frühere Sakramentslehre aufgegeben habe. In seiner Unwissenheit, mehr auf Kampf bedacht, sei er zugleich mit andern auf den Abweg fortgerissen worden, sodaß er der Lehre von der wahren Gegenwart und münd-

²⁹⁾ Staatsarch. Rgsb.: Fol. 999.

²⁹⁾ G. Aelurius, Glaciographia, S. 498, 514.

³⁰⁾ Vgl. dazu F. Bahlow a. a. O., S. 130 ff.

lichen Genießung des Leibes Christi im Abendmahl widersprochen hätte, bis er, nach Schlesien zurückgekehrt, mit einigen Freunden, die sich aus demselben Not, in dem er steckte, endlich herausgearbeitet hätten, sich vertraulich besprochen habe. Mit Hilfe von Martin Buzers *Enarrationes* in quatuor Sacros Evangelistas und den Arbeiten andrer gelehrter Männer, wie Fabricius Capito, habe er über das Geheimnis des hl. Mahles richtiger zu denken angefangen. In Piegritz bekannten sie jetzt öffentlich, was man kurz vorher mit höchster Anstrengung vermommen habe. Es werde gearbeitet für die Herstellung des Augsburger Glaubensbekenntnisses. Denn Herzog Friedrich habe dieses jetzt unterschrieben. Die Sache gehe aber noch langsam voran wegen vieler Hindernisse, die aber Christus endlich beseitigen werde. — Schubart bittet nun den Bischof, ihn aus der Liste der Gegner in das Verzeichnis der Brüder umzuschreiben. Wenn Speratus Kalvins *Institutio* besitze, so bitte er, sie zu beurteilen und ihm seine Meinung mitzutheilen.³¹⁾

Aus diesem Briefe geht hervor, daß Schubart sich durch die süddeutschen Theologen Buzer und Capito mehr als von Luther und Melancthon bei seiner „Bekehrung“ hat beeinflussen lassen. — Unverständlich ist der Zusatz, den er seiner Namensunterschrift macht: in aede Divi Joannis concionator. D. h. also: in derselben Johannis Kirche, in der er seine Predigtthätigkeit in Piegritz begonnen hat, will er 1542 wieder Prediger sein. Das ist unmöglich! Die Johanneiskirche hat nach der Auflösung des Konvents nicht mehr als Predigtkirche, sondern nur als Begräbniskirche des herzoglichen Hofes das ganze 16. Jahrh. hindurch gedient. Schubart hat seinem Namen einen Titel hinzufügen wollen, um bei Speratus den Schein zu erwecken, als hätte er in Piegritz wieder ein Predigtamt erhalten. Hätte er ein olim hinzugefügt, so hätte er die Wahrheit geschrieben.

Wir kommen nun wieder auf Frankenstein zurück. Das Jahr 1542 hatte für das Münsterbergische Fürstentum und das Frankensteinsche Weichbild eine besondere Bedeutung; denn in jenem Jahre verkauften die Söhne Karls I. ihr Land an Herzog Friedrich II. von Piegritz als Pfand. Es wäre nun denkbar, daß Friedrich unserm Schubart, nachdem er von seinem schwendfeldischen Glauben zurückgetre-

³¹⁾ Staatsarch. Regsb., unregistriert; Tschackert, II.-B. III, Nr. 1419.

ten war, eine Predigerstelle in Frankenstein verschafft hätte. Da aber von 1539—1547 ein Klemenz Melzer aus Münsterberg als Pfarrer angeführt wird, so könnte Schubart jetzt wohl als Kaplan dort angestellt worden sein. Nachweisbar in Frankenstein ist er jedenfalls i. J. 1548. Am 1. Juni d. J. bestätigt „Sebastian Schubart, Pfarrer zu Frankenstein“, den Empfang des Legates des Probstes Bartholom. Ruersdorf³²⁾. Für d. J. 1548 wird aber Fabian Langner als Pfarrer von Kopiez a. a. O. bezeugt. Nun wäre es denkbar, daß dieser Langner schon in den ersten Monaten abgegangen wäre und Schubart das Pfarramt zur Verwaltung bekommen hätte; aber „Pfarrer“ wird er kaum gewesen sein, weil 1549 noch kein Pfarrer am Orte gewesen sein soll, wie Kopiez sagt, sondern nur 2 Kapläne. Es ist anzunehmen, daß Schubart einer dieser Kapläne gewesen ist. Bis 1551 scheint er in Frankenstein geblieben zu sein. Denn da holt ihn Herzog Friedrich III. nach Liegnitz zum Pfarrer an Liebfrauen, nachdem er Wolff Zind aus dem Quartal Trinitatis seines Amts entsetzt hatte. Auf des Herzogs Befehl muß der Rat „H. Sebastian Schubardt, etwan zu Frankenstein pfarher“, als Pfarrherrn an U. L. Frauen feierlich einsetzen lassen. Das geschah am Sonnabends nach Trinitatis“ (= 30. Mai) 1551. Schubart war schon angezogen, als Zind noch nicht weg war; denn in der Stadtrechnung werden schon am Sabbat nach Kantate (2. Mai) angeführt 34 Gr. 2 S, „dem neuen forrherr behrungt gehen in der Herbrige“³³⁾.

Schubart blieb nicht lange in Liegnitz, nur bis 1552. Was ihn weggetrieben hat, ist nicht ganz klar. In Thilos Leichenrede heißt es: . . . „Do er in der Liegnitz sehr im Gedränge geweßt, dorüber der Selige noch oft geklaget“. Wenig wahrscheinlich ist, was Ehrhardt (IV, 156) vermutet, daß die damaligen Streitigkeiten der Stadt mit dem Herzog Friedrich III. wegen des Patronats-Rechts ihn sobald von hier wieder weggebracht haben. Warum sollten diese Streitigkeiten ihn „sehr ins Gedränge“ gebracht haben? Warum hat er, wie wir sogleich sehen werden, auch in den folgenden Pfarrstellen mehrfach nur kurze Zeit ausgehalten?

In Steinau a. d. Oder war die Stelle des Kaplans zu besetzen. Herzog Georg II. von Brieg und Wohlau be-

³²⁾ Stadtarchiv Liegnitz: A, 496, Bl. 100 a.

³³⁾ Stadtarch. Liegnitz: A 5, Bl. 44 a u. A. 617.

rief als Patron 1553 den stellenlosen Sebastian Schubart dahin. Dieser blieb auch da nur etwas über ein Jahr. 1555 ging er als Pfarrer nach Brauna u, Kreis Lüben, wo er bis 1562 blieb. Von 1562—1571 in Pilgrams-
dorf, Kr. Lüben; von dort ging er nach Groß-Rin-
nersdorf im gleichen Kreise. Dort blieb er 3 Jahre, von
1571—1574. Als 1573 das Pastorat in Lüben durch Rückkehr
Stephan Bockshammers in seine frühere Pfarrstelle Loben-
dau frei wurde, erhielt Sebastian Schubart das Pastorat
und Defanat (später Seniorat genannt) in Lüben. Er
stand damals im 75. Lebensjahre und hat der Gemeinde
noch fast sieben Jahre (annos non totos VII) gedient. Er
muß demnach schon 1573 und nicht erst, wie die herkömm-
liche Angabe lautet, 1574 das Lübener Pfarramt angetreten
haben. Er starb (laut Epitaph in der Stadtpfarrkirche zu
Lüben) am 20. April 1580 im Alter von 82 Jahren³⁴).
Kluge, Schles. Jubel-Priester, S. 167, nennt ihn einen
52 jährigen Prediger, scheint also den Anfang seiner evang.
Predigtthätigkeit erst in das Jahr 1528 zu setzen! Rosenberg
S. 303 sagt in übereinstimmung mit dem Epitaph, er habe
der Kirche über ein halbes Jahrhundert gedient. Wenn
Ehrhardt (IV, 157) meint, er habe in Lüben den Schwend-
feldern großen Abbruch getan, so ist das, von einem fast
Achtzigjährigen gesagt, wohl stark übertrieben. Die Lübe-
ner Quellen wissen wenigstens nichts davon. Das Memorial
des Pfarrarchives von Lüben läßt vielmehr den M. Fran-
ziskus Rosentritt, der von 1558 bis 1570 Diaconus und
zuletzt Pfarrer in Lüben war, „als den erfolgreichen Be-
kämpfer der schwendfeldischen Richtung in Lüben erscheinen,
während Schubarts Name überhaupt nicht erwähnt
wird“³⁵).

Schubart war auch verheiratet; seit wann und mit wem
ist nicht bekannt. Jedenfalls hat er im späteren Lebens-
alter, wahrscheinlich zwischen 1548 und 1551, geheiratet. Aus
der Ehe ging eine Tochter hervor, die um 1571 den Pastor
von Berndorf, Kr. Liegnitz, Abraham Girbig, Sohn des

³⁴) Eine Abschrift des Epitaphs bei Runge, Miscellan. Siles.
Specimen III; p. 50, Rosenberg a. a. O. S. 309 u. Ehrhardt (IV,
S. 157).

³⁵) Klose im Correspondenzbl. d. B. f. Gesch. d. ev. Kirche
Schles. XI, 208.

1547 verstorbenen Herzoglichen Leibarztes Martin G. in Riegnitz, heiratete ³⁰⁾). —

Es bleibt noch übrig, etwas über Schubarts Schriften zu sagen. Sie sind zwar niemals gedruckt worden und heute fast ganz verschollen; aber um ihretwillen hat ihn Ehrhardt (IV, 157) einen „gelehrten Schriftsteller“ genannt und Demerdeck bedauert, daß er von Schickfus und Henel nicht erwähnt wird. Zwei Schriften werden von ihm genannt. Die erste ist eine „Widerlegung der Schwendfeldischen Irrtümer“, deren wir schon öfter gedacht haben. Die Schrift soll zwei Vorreden gehabt haben. Die erste war apologetischer, die zweite historischer Art. In der ersten führt Sch. die Ursachen an, die ihn bewogen haben, gegen Schwendfeld zu schreiben. Dieser sei selbst schuld daran. Denn er habe ihn (Schubart) häufig angegriffen, seine Person, sein Amt, seine Lehre aufs bitterste ausgeschrien und ihn überall zum Gelächter zu machen versucht. Schubart versichert, daß ihn kein persönlicher Haß oder eine Rachgier noch Streitlust zu dieser Arbeit gereizt habe, sondern nur die Besorgnis, daß die Schmähreden schließlich das gute Zutrauen seiner Gemeinden zu ihm erschüttern und mancher Seele zum Irrsal werden könnten. Wir haben schon oben gesehen, daß die angeblichen Angriffe Schwendfelds, von denen wir sonst keine Kunde haben, die Erwiderung auf „ungewöhnliche Schmähungen“ Schubarts gegen Schwendfeld in den Jahren 1526 ff gewesen sind. Schubart verschweigt das in der Einleitung seiner Schrift.

Die zweite Vorrede ist wichtiger. Sie gibt eine historische Nachricht von dem Anfang und Verlauf der Reformation in Riegnitz und beschreibt dabei die Entstehung und Entwicklung des Schwendfeldianismus. Unter der Bezeichnung: „Schubarts Reformationsbericht“ haben wir dieser 2. Vorrede öfter gedacht. Sie war für die alten Geschichtsschreiber der Riegnitzer Reformationsgeschichte die Hauptquelle. Besonders Thebesius berichtet in seinen Riegnitzer Jahrbüchern aus ihr, meist mit den eigenen Worten Schubarts.

Den Inhalt des Hauptteils der Schrift, die „Widerlegung“ der Schwendfeldischen Irrtümer, kennen wir heute

³⁰⁾ Ehrhardt IV, 157 u. 716, wo als Todesjahr 1606 genannt wird, dagegen bei Bahrenndorf S. 435 das Jahr 1603 nach dem Mstr. von Sim. Grun. Die Witwe lebte in Riegnitz.

nur noch aus der lateinischen Beschreibung Christian Runges a. a. O. S. 51 ff. Da erfahren wir, daß Schubart die Widerlegung in 7 Kapiteln abhandelt: 1. Hauptsachen des Streites zwischen uns und den Schwendfeldern, 2. Was der natürliche Mensch sei, 3. Vom geistlichen Urteil, 4. Vom Unterschied des wesentlichen und des mündlichen oder gepredigten Wortes Gottes, 5. Das mündliche Wort Gottes, 6. Christus als der einzige Meister, 7. Von der Kraft und Wirkung des gepredigten Wortes Gottes. —

Noch einer andern Schrift Schubarts gedenkt Deme-
deck in seiner Silesia Numismat. p. 270 u. 274, einer „Chronik“; sie scheint einen Bericht über die Regierung der Piasten enthalten zu haben³⁷⁾. Sie wird wohl nur ganz selten abgeschrieben worden sein, sodaß heute nichts mehr von ihr bekannt ist. —

Zu beantworten ist noch die Frage, wann Schubart seine Hauptschrift, die Widerlegung der Schwendfelder, geschrieben hat. Natürlich erst nach seiner Bekehrung vom Schwendfeldertum. Der Inhalt der 2. Vorrede führte bis zum Tode der Hauptvertreter der Bewegung in Liegnitz, eines Krautwald, † 1545, eines Eckel, † 1546, Rosenhain ebenfalls. Daraus ergibt sich, daß zum mindesten diese Vorrede frühestens Ende der vierziger Jahre abgeschlossen worden ist. Veranlassung zu der ganzen Schrift sind aber, wie der Verfasser in der 1. Vorrede andeutet, böse Erfahrungen gewesen, die er mit dem Bekanntwerden von seinen einstigen Beziehungen zum Schwendfelderwesen in den Gemeinden gemacht hat. Vielleicht hängt mit solchen Erfahrungen sein schneller Weggang aus dem Pfarramt von Liebfrauen und auch aus dem Diakonat zu Steinau zusammen. Darum war er in der Folgezeit ängstlich darauf bedacht, mit allen Mitteln die Tatsache zu verleugnen, daß auch er einst Schwendfelder gewesen war. Diesem Zwecke sollte die „Widerlegung der Schwendfeldischen Irrtümer“ dienen. Aus demselben Grunde machte er auch seinem Lübener Amtsbruder falsche Angaben über seinen Lebenslauf und veranlaßte durch diese Verschweigung, daß Jahrhunderte lang irrige Meinungen über ihn in der Geschichte verbreitet worden sind. Nicht, daß er seine theologischen

³⁷⁾ Buddeus im Allg. histor. Lexikon, Teil 4, Sect. I, S. 383, gibt ihr den Titel: Chronologia Polonico-Silesiaca. — Über Schubarts Schriften vgl. Ehrhard IV, 157, Anm. p u. q; Rosenberg a. a. O., S. 304 ff.; Runge a. a. O., p 54.

Anschaungen geändert und wieder geändert hat, kann ihm zum Vorwurf gemacht werden, wohl aber, daß er den Wandel seiner Überzeugung verschwinden und abgeleugnet hat. Ungeschmälert jedoch bleibt sein Verdienst, daß er durch den Bericht von der Entstehung und Entwicklung der Reformation in Liegnitz der Nachwelt eine bedeutende geschichtliche Quelle erschlossen hat.

Liegnitz.

D. Dr. Ferd. Bahlow.